

Puschlaver Erzählungen

Autor(en): **Koller-Fanconi, Mariolina**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens**

Band (Jahr): **32 (1990)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-550652>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Puschlaver Erzählungen

von Mariolina Koller-Fanconi



jahren in der Geborgenheit ihrer Puschlaver Grosseltern lebend, weiss sich heute so sehr eins mit der Heimat ihres Vaters, dass sie jetzt vorwiegend hier lebt. Die meisten Glieder ihrer grossen Verwandtschaft haben sich längst in alle Winkel der Erde verzogen, sie aber fasste in Poschiavo erneut Fuss und möchte hier leben und wirken. Ihr Bändchen «Poschiavo» macht dies denn auch verständlich, bildet sein Inhalt doch eine Huldigung an den Geist des Südtales jenseits des Bernina, der uns anspricht und fasziniert. Wir haben deshalb die Autorin ersucht, uns mit einigen «Stücklein» zu bedenken und freuen uns, sie nachfolgend unsern Lesern vorlegen zu können. Es sind gewollt nicht Zeugnisse hoher literarischer Kultur, doch unterhaltend und volkstümlich, so wie es sich für unser Periodikum geziemt. M.

Redaktionelle Vorbemerkung

Vor noch nicht langer Zeit veröffentlichte unsere Autorin ein Prosa-Bändchen mit dem Titel «Poschiavo, das Dorf meines Vaters». Fast durch Zufall stiessen wir auf das Werk, fingen an darin zu lesen und fühlten uns von der Erzählungsweise der Autorin so sehr angesprochen, dass uns die Schrift nicht mehr losliess. Mariolina Koller, vom Vater her waschechte Puschlaverin, jedoch aufgewachsen in Italien und während ihrer Kindheit eigentlich nur vorübergehend in den gefahrbringenden Kriegs-

Der 1. August in Cavaglia

Für uns Kinder von Auslandschweizern war der 1. August immer ein ganz besonderer Tag. Und ein 1. August auf der Alp Cavaglia oberhalb Poschiavo kam einem Ereignis gleich. Bezeichnenderweise ist mir, der nur lauwarmen Patriotin und Feindin aller genauen Daten der Geschichte, das Gründungsjahr der Eidgenossenschaft immer im Kopf geblieben. Einer Eidgenossenschaft, die in Kriegszeiten Sicherheit garantierte – davon waren wir überzeugt – und die unbewusst eine Erweiterung des Hauses unserer geliebten Grosseltern darstellte.

Dieses Haus befand sich für mich nicht im Kanton Graubünden, es befand sich ganz einfach in der Schweiz.

Schon am Morgen des grossen Tages standen wir voller Erwartung der Dinge, die noch kommen sollten, freudig auf. Unsere erste Sorge galt dem Wetter, denn bei Regen und Sturmwind hätte man uns kaum erlaubt, dem Riesenfeuer beizuwohnen. Aber irgendwie schien uns das Wetter damals immer zu bevorzugen, oder vielleicht hat die Zeit die Kindheitserinnerungen einer Schönheitskur unterzogen. Ungeduldig verbrachten wir die Stunden, die uns von der langersehnten Dämmerung trennten. Das Nachtessen, früher ohnehin nicht die Hauptmahlzeit der meisten Puschlaver Familien, wurde gleichgültig verschlungen. Endlich war es soweit, wir durften uns in Richtung Puntalta (punta alta = hohe Spitze), dem Feuerstandort, bewegen. Kerzen brannten schon auf den Fenstersimsen, und die paar Häuser, mit winzigen Schweizer und Bündner Papierfahnen geschmückt, boten einen ungewohnten Anblick. Dem Grossvater war es als begabtem Hobby-Handwerker irgendwie gelungen, auch die grosse Schweizer Flagge, die während des ganzen Jahres eingewickelt in einer Ecke des Treppenhauses friedlich schlummerte, an einem Haken unterhalb des Daches zu befestigen – eine Leistung, die wir später nie vollbrachten. Heute sieht man Schweizer Fahnen überall, niemand beachtet sie mehr, bunte flatternde Tücher in der Brise, oft Wahrzeichen einer bescheidenen Imbissbude. Die Entwertung macht auch vor nationalen Symbolen nicht Halt.

Auf dem Weg nach Puntalta, einem herrlichen Aussichtspunkt für das ganze Puschlav am äussersten Ende der Hochebene, an der Cavagliasco-Schlucht mit ihren beeindruckenden Gletschermühlen vorbei, trafen wir die anderen Kinder, und in der Gruppe erhöhte sich noch die Spannung. Es war noch nicht dunkel, unser Blick reichte bis zu den sogenannten Bergamasker Alpen, die das Tal im Süden abschliessen. Hinter jenen italienischen Bergen wussten wir unsere Eltern, wovon uns in Folge des Krieges weder Briefe noch Anrufe erreich-

ten. Sie waren weit, weit weg, sie lebten in einer Welt, die auch unsere war und trotzdem, wer weiss, vielleicht nicht mehr uns gehörte. Diesseits der Grenze entfaltete sich das Leben wie auf einem anderen Planeten, besonders für uns unwissende Kinder aber auch für manchen naiven Erwachsenen. Hier gab es keine brennenden Gebäude, nur brennende Holzfeuer, kein Schmerzensgeschrei, nur entspannter Gesang. Der goldene Salsalbo leuchtete in den letzten Sonnenstrahlen, hinter der Varunakette zur Rechten ahnte man schon die ersten Sterne. Verwandte mit Taschenlampen begleiteten uns, denn wir mussten noch eine moosbedeckte Kuppe besteigen, die die Feuchtigkeit und die Kühle der Nacht schlüpfriig werden liessen. Zwischen den Tannen widerhallten die Stimmen.

Unter dem Granitfelsen, auf dem wir zusammengedrängt standen, auf einem Vorsprung, war das Holz aufgeschichtet, es brannte noch nicht, der Beginn der Feier wurde bis zum Einbruch der Dunkelheit hinausgeschoben, man sollte das Licht von überall her beachten können, bis ins Veltlin sollten die Flammen ihre Mitteilung werfen. Dann war es soweit, das Feuer entfachte sich, wir hielten uns still, dann schrie einer von uns: «Schaut mal, dort oben brennt auch ein Feuer». Und immer zahlreicher wurden die zuckenden leuchtenden Punkte auf den umliegenden Höhen. Der Geruch von brennendem Harz erzeugte eine Art von Rausch, jemand, vielleicht Tante Ida oder eine andere der uns betreuenden Tanten, stimmte das erste Lied an. Begeistert durften wir unserer aufgeregten Aufregung in den auswendig gelernten Worten der damaligen Nationalhymne freien Lauf lassen, die so kriegerisch lauteten und deren Inhalt kaum ein mitfeiernder Schweizer eine kriegerische Bedeutung beimass. Die Hymne war leicht zu singen, die Melodie einfach, die Worte anspruchslos, ja kindisch in ihrer nicht mehr realistischen Treuherzigkeit. Doch jeder konnte sie singen, sie war eine volksnahe Hymne. Ich frage mich heute, ob ein Teil der von unzähligen helvetischen Au-pair Mädchen für England empfundenen Sympathie nicht unter Um-

ständen dem «Rufst Du mein Vaterland»-Lied zu verdanken ist, dessen Melodie die der britischen Nationalhymne entspricht, die sogar im Kino ehrfurchtsvoll erklingt.

Langsam fiel das Feuer in sich zusammen, auch die anderen Lichtquellen der benachbarten Alpen liessen an Kraft nach, spärlich ertönte eine Petarde, der Schweif vereinzelter Leuchtkugeln wurde mit Staunen bewundert, noch war man von den heutigen kostspieligen Lichtorgien entfernt. Die Nacht wurde immer dunkler, kälter und feuchter, wir schlotterten, die Stunde war gekommen, um wieder nach Hause zu gehen.

Ausnahmsweise durften wir noch aufbleiben, wir Jüngere trafen uns bei Tante Olga oder Tante Clarita, der Abend nahm seinen traditionellen Lauf mit Gesellschaftsspielen und äusserst einfacher Bewirtung. Doch wir waren nicht verwöhnt, schon ein paar hausgemachte Haferbiscuits und verdünnter Himbeersirup zählten zu den Leckerbissen.

Jahrzehnte vergingen, den 1. August verbrachte ich nur noch höchst selten in Cavaglia, die Erinnerung an die patriotischen Feiern meiner Erwachsenen-Zeit ist mehr oder weniger erloschen, sie beschränkt sich grösstenteils auf das Erdulden pompöser Reden.

Als mein Deutschschweizer Mann und ich anfangs der achtziger Jahre Cavaglia als unseren ständigen Wohnsitz wählten, freuten wir uns auf das Feuer in Puntalta. Überrascht stellten wir allerdings fest, dass dort niemand Holz aufschichtete. «Wird in Cavaglia kein 1. August-Feuer mehr angezündet?» fragten wir enttäuscht. «Doch, doch», beruhigte man uns, «aber nicht mehr in Puntalta, sondern auf der Wiese in der Nähe des Flusses. In Puntalta ist es zu gefährlich, zu leicht kann man stolpern und umfallen». Es stimmt, in unserer risikoreichen Zeit ist man übervorsichtig geworden. Halsbrecherische Fahrten über eine vereiste Passstrasse sind zwar nicht verboten, doch die Verantwortung für ein gebrochenes Bein bei Puntalta will niemand auf sich laden. Die Welt ändert sich, wir müssen uns anpassen. So nahmen wir halt an der Feier auf der Ebene teil.

Das Feuer brannte, aus allen Ecken und Türen kamen Grosse und Kleine, Einheimische und Feriengäste, die im Juli und August Cavaglia erobern. Schon seit Tagen waren die Knalle der Petarden nicht zu überhören gewesen, Raketen stiegen in die Luft, leere Hülsen lagen überall am Boden, eine gewinnbringende Industrie konnte aufatmen. Im feuchten Gras standen wir geduldig um das Feuer herum, keine zusammengehörende Gruppe, unbeteiligte Zuschauer eines Schauspiels, das nur die Augen doch weder die Sinne noch die Seele anzusprechen vermochte. Ein Feuer, ein wahrhaftig schönes und kräftiges Feuer mitten auf der von Waldhängen eingeschlossenen Hochebene. Keine anderen Feuer in Sicht, keine Stimmung, eher eine vage Langeweile, die uns fast lähmte. Man unterhielt sich leise wie in der Kirche, jemand versuchte zu singen, eine einsame, tapfere Stimme wagte sich an die neue Nationalhymne heran, sie blieb allein, niemand begleitete sie. Die Worte des erhabenen Liedes kennt kaum jemand, die Melodie bleibt ausgewählten und begabten Eidgenossen vorbehalten, das gewöhnliche Volk fühlt sich davon nicht berührt. Dann liess sich eine andere Stimme vernehmen, eine ganz andere Melodie tauchte auf. «Evviva España . . .» und weitere Stimmen gesellten sich dazu, die Schweizer Nationalfeier endete mit einer fröhlichen Huldigung an ausländische Sommererlebnisse. Die Nachkommen ehemaliger Puschlaver Zuckerbäcker dachten dabei gewiss nicht an die «glorreiche» spanische Vergangenheit ihrer Grosseltern und Urgrosseltern.

Wie gesagt, ich bin nur eine ausgesprochen lauwarmer Patriotin, ich weiss ehrlich nicht, ob ich im Notfall genügend Energie aufbringen würde, um für die Schweiz zu kämpfen. Doch einen modischen Song, auch den harmlosesten, als musikalische Haupteinlage zur 1. August-Feier empfinde ich als Stilbruch. Spanische Badeferien an sonnenliebkesten Sandstränden und europäische Einheit in Ehren, zum Schweizer Nationalfeiertag passen ausländische Lieder meiner Ansicht nach eindeutig nicht.

Nun ziehe ich es vor, den Abend des 1. Augusts ruhig zu Hause zu verbringen, bei geschlossenen Fenstern, um dem bis Mitternacht und noch später dauernden Lärm der Petarden zu entgehen. Bei jedem Knall schütteln sich unsere Katzen und ich mit ihnen.

Nach Puntalta begeben mich manchmal, um die Aussicht zu geniessen. Der Vorsprung unter dem Granitfelsen ist leer, Spuren vergangener Feuer kann man bei gutem Willen erraten. In Gedanken stelle ich mir schon lange vergessene Generationen vor, die hier oben wie ich standen, die den Blick in die Ferne richteten und sich wunderten: «was liegt denn hinter jenen hohen Bergen?» Und noch weiter zurück reicht meine Einbildung, zu den ersten Menschen, die dieses einladende grüne Tal bewohnten, die sich von der majestätischen Schönheit dieser blühenden Natur gefangen nehmen liessen, die unsichtbare Mächte um Gnade und Verzeihung baten, die schon Riesenfeuer entfachten, doch nicht um ihre Wehrbereitschaft anzukündigen oder Nationalfeiertage zu begehen, sondern um Opfer einer als bedrohend empfundenen Gottheit zu bringen.

Nur ein Fuchs

«Komm schnell», rief mein Mann, ganz aufgeregt. «Ich muss Dir etwas zeigen. Aber sei leise.» Schon wieder, dachte ich ziemlich ungehalten. Immer, wenn ich lese, muss er mir etwas sagen, etwas zeigen, mich unterbrechen. Widerwillig stand ich auf und näherte mich der offenen Balkontüre. Die gemähten Wiesen lagen ausgebreitet vor unseren Augen, die Luft war feucht, der Nebel bildete einen durchsichtigen Vorhang.

«Siehst Du ihn dort unten, hinter dem Graben?» flüsterte mein Mann. Warum denn so geheimnisvoll, überlegte ich mir, da ist ein Hund, irgend ein Hund, der im Gras spielt. Ein Hund? Plötzlich realisierte ich, dass es gar kein Hund sein konnte, Cavaglia war verlassen, ausser uns wohnte niemand mehr im Dorf. Auf

jeden Fall niemand, der einen Hund besass. Es war ein Fuchs.

«Lustig, wie der Fuchs in die Luft springt, wie eine Katze. Was macht er eigentlich, spielt er . . . warum gerade dort, mitten in der Wiese?»

Der Fuchs spielte nicht, er suchte sich seine Nahrung, er jagte Mäuse.

Durch das Fernglas, das wir seit Grossvaters Zeiten immer griffbereit halten, obwohl wir im Gegensatz zum «av Pierin» alles andere als Jäger sind, beobachteten wir das kräftige Tier, das für mich wie ein Wolfshund aussah. In seinen blitzschnellen Bewegungen schien es manchmal in der Luft zu schweben, dann grub es die Nase in die Erde, scharrte, hob eine Pfote, dann wieder einen Sprung. Der Fuchs drehte sich um sich herum, er führte den Mäusetanz aus – wäre ich musikalisch begabt, hätte ich eine Symphonie komponiert.

«Wenn er nur nicht bis zu unserem Haus kommt», ängstigte ich mich. Ich fürchtete mich nicht vor dem Fuchs, als zoologischer Laie war ich nur um das Leben unserer Katzen besorgt. Aber meine Angst war unbegründet. Der Fuchs begnügte sich mit Mäusen, und die bereiten mir vorläufig noch keinen Kummer. Doch unsere Katzen würden sich kaum von einem Fuchs erwischen lassen, so dumm und unbedarft sind sie trotz degenerierender Zähmung auch wieder nicht. Damals wusste ich auch noch nicht, dass Füchse und sogar Wölfe sich hauptsächlich von Mäusen ernähren, all die Geschichten über die räuberischen Gelüste der Füchse sind grösstenteils erfunden und erlogen. In unseren Wäldern gibt es genug Kleinnagetiere und krankes, altes Wild, ohne dass die Füchse sich allzu sehr den Wohnsiedlungen nähern oder gesundes Wild gefährden würden. Die Gefahr kommt von den Menschen, die sich so benehmen, wie wenn alles auf dieser Erde, lebende und tote Natur, ihnen, nur ihnen allein gehören würde.

Als der Winter einbrach, bewunderten wir den tanzenden Fuchs noch einige Male am Morgen früh, bevor der erste Zug der RhB vorbeirasselte, dann in der Dämmerung, bevor die Dunkelheit alle Konturen auslosch.

Es war ein harter Winter mit viel Schnee und Verwehungen, ein Winter wie in der Erinnerung aus der Kindheit, ein wirklicher Winter, wie man in letzter Zeit nur selten erlebt. Der Schnee lag tief und hartgefroren. Mit dem Motorschlitten hatte mein Mann eine Fahrspur hinterlassen, die der eisige Nordwind zu einem kompakten Belag zusammenpresste. Bis vor einigen Jahren mussten wir nämlich den Abfall zur Grube in den Wald bringen, und ohne Motorschlitten hätten wir den langen und mühsamen Weg im hohen Schnee kaum bewältigen können. Nach ergiebigem Niederschlag waren die Tage wieder sonnig und trocken, die Nächte klar und der Himmel voller Sterne. Bei Vollmond konnte man sich auch in tiefer Nacht wie am hellichten Tag bewegen. Manchmal trafen wir Talbewohner, die aus dem Abendzug ausstiegen, die Nacht auf der Alp verbrachten und am nächsten Morgen Cavaglia mit dem ersten Zug wieder verliessen. «Was führt sie hierher mitten im Winter in die Einsamkeit?», überlegten wir uns. Die Männer trugen schwere Plastiksäcke – sie nehmen etwas zu Essen mit, glaubten wir, aber so viel? Was kochten sie sich? Das ganze kam uns eigenartig vor. Man liest so viel über Einbrecher, und die Ferienhäuser und -wohnungen standen monatelang leer und unbewohnt, wir waren sozusagen selbsternannte Wächter des einsamen Ortes. Zwar hatten wir noch nie etwas von Diebstählen in unserer Gegend gehört, aber das Vorhandensein eines Kraftwerkes, die Berichte über Terroristenakte hatten uns sensibilisiert.

An einem Abend beschloss mein Mann, der Sache auf den Grund zu gehen. Die Taschenlampe in der Hand machte er eine Runde um die paar Häuser herum. Tiefe Stille, alles unbewohnt und dunkel. Dann bemerkte er verdächtige Spuren, die zu einem früheren Hühnerstall führten, der seit langem von den neuen Besitzern als Holzschuppen verwendet wurde. Er glaubte, ein Geräusch wahrzunehmen. Leise näherte er sich dem offenen Fenster und richtete den Strahl seiner Taschenlampe in das Innere des Schuppens. Eine erschrockene Stimme liess sich vernehmen: «Um Gottes Wil-

len, machen Sie keinen Lärm, löschen Sie das Licht aus, wir lauern auf den Fuchs.» Ein uns wohlbekannter Dorfbewohner kauerte am Boden, Gewehr in der Hand, inmitten von Geräten, Holzscheiten und Spinnweben.

Zurück in der Wärme der Stube berieten wir uns. Die Geschichte gefiel uns überhaupt nicht. Der Gedanke, dass irgend jemand in der Dunkelheit bei geladenem Gewehr schiessbereit lag, und handle es sich um den gutmütigsten und bravsten Bürger, war eindeutig nicht nach unserem Geschmack. Schon die langen Monate der Jagdzeit zerrten genug an unseren Nerven, und nur die Erinnerung an den geliebten «av Pierin» vermochte mich mit der Jagd wenn nicht gerade zu versöhnen, sie mir doch wenigstens als notwendiges Übel akzeptieren zu lassen. Notwendig nicht etwa wegen der vom Wild verursachten Schäden, woher, gerade bei uns in Cavaglia werden die Wiesen so lässig kultiviert, dass der grösste Schaden, wenn überhaupt, in der sparsamen Pflege besteht. Notwendig schon eher, um den eingefleischten Puschlaver Jägern das Sicherheitsventil der Jagd zu bieten, damit sie ihre aufgestauten Aggressionen nicht an menschlichen Lebewesen auslassen. Aber die offizielle Jagdsaison respektiert wenigstens die Nachtruhe. Hier war man nicht einmal in der Nacht vor möglicherweise schiesswütigen Kreaturen sicher.

Wir sollten noch Schlimmeres erleben. Nicht nur wurde in der Nacht gelauert und der Fuchs durch stinkende Fleischfetzen in Schiessnähe gelockt, sogar Fallen wurden gestellt. Fallen, die auch für andere Tiere und nicht zuletzt für Menschen gefährlich sein konnten. So viel unverständliche Anstrengung, nur um ein Tier zu erlegen, dessen Fell heute nicht mehr als 10 Franken einbringt. Und dessen Fleisch gar nicht geniessbar ist – so nehme ich wenigstens an, obwohl es mich nicht wunderte, wenn manche Steaks, die man hie und da zu essen kriegt, von einem zähen Fuchs stammten.

An einer Pro-Fuchs-Kampagne war nicht zu denken. Nicht nur gelten wir trotz verwandtschaftlicher Bande im Puschlav immer noch als Fremdlinge, wir fühlen uns auch nicht von einer missionarischen Tätigkeit angezogen.

Wir konnten nur versuchen, den Fuchs dazubringen, gewisse Gegenden zu meiden, indem wir ihm ein anderes, sicheres Gelände im echten Sinn des Wortes «schmackhafter» gestalteten.

So fingen wir an, die Reste unserer Mahlzeiten und die von den verwöhnten Hauskatzen schnöde verschmähten Leckerbissen zu sammeln. Spät am Abend nahmen wir das bereitgestellte Päckchen, und mit einer Taschenlampe ausgerüstet schritten wir gemächlich in den Wald hinein. Herrlich das Spektakel eines unergründlichen Himmels, der die Senke wie mit einer schützenden Hand abschloss. Brillianten schimmerten in unendlicher Entfernung und durch die Klarheit der Nacht doch so nahe. Die feste Fahrspur des Motorschlittens als gangbare Strasse benützend, bewegten wir uns immer weiter gegen den Berghang. Manchmal brach der vereiste Belag unter unserem Körpergewicht, und wir sanken bis zu den Knien in den tiefen, weichen Schnee. Langsam kamen wir voran, beugten uns unter den schwerbeladenen Tannenästen, fanden den vertrauten Weg nur mit Mühe, den wir im Sommer sonst fast mit geschlossenen Augen hätten begehen können. Geräusche liessen uns aufhorchen, vielleicht ein erschrockener Schneehase, den unsere unerwartete Anwesenheit gestört hatte. Jeder Schatten glich einem Tier, und doch sahen wir kein einziges Tier. Aber wir wussten uns in ihrer Nähe, in ihrer Mitte. In einer Mulde am Fusse einer knorrigen Arve breiteten wir das mitgebrachte Fressen aus. Und wir entfernten uns wieder, von versteckten Tieraugen beobachtet, bestaunt, befürchtet, wer weiss. Wir kehrten dem Dunkel des Waldes den Rücken, befanden uns wieder auf offenem Gelände, zwei Punkte in der Weite der schneebedeckten Wiesen. Die Häusergruppe wartete auf uns, das angezündete Licht unserer Stube versprach Geborgenheit. Wir waren still, unsere Gedanken verweilten beim Fuchs, der sich vielleicht, kaum hatten wir den Rücken gekehrt, schon unseren milden Gaben zugewandt hatte. Unser Freund, dachten wir, der die Einsamkeit einer verlassenen Alp mit uns

teilte. Für ihn war die Alp nicht verlassen, nur wir bemerkten das Unsichtbare nicht.

Einen ganzen Winter lang fütterten wir den Fuchs – so glaubten wir wenigstens. Fast jeden Abend überbrachten wir ihm unsere bescheidenen Geschenke, die Reste des Vorabends waren verschwunden, vielleicht von verwehstem Schnee zugedeckt, vielleicht mit Genuss verzehrt. Als auch in Cavaglia die letzten Schneekristalle der Vergangenheit angehörten, gaben wir unsere nächtlichen Spaziergänge auf. Wir überliessen den Fuchs seinem eigenen Schicksal. Fiel er einem Jäger zum Opfer? Er war nur ein Fuchs, nur ein tierisches Tier, kein verbrieftes Recht schützte ihn vor der Gier des menschlichen Tieres.

Der rebellische Ziegenbock

Kühe hat es auf unserer Alp seit Menschengedenken schon immer gegeben. Wenn sie gegen Ende September wieder ins Tal hinunter getrieben werden und kein fröhliches Geläute mehr den Beginn eines neuen Tages ankündigt, dann verwandelt die Alp ihr Gesicht. Erst dann wird es mir bewusst, dass Cavaglia tatsächlich kein Dorf mehr ist, auch wenn aus den offenen Fenstern der Ferienwohnungen immer noch Stimmen erklingen.

Ziegen hingegen sind nur seltene Gäste dieser friedlichen, grünen Oase. Als ich noch ein Kind war, hielten die Bauern von Cavaglia zwar einige Ziegen, und ich kann mich erinnern, wie wir uns ärgerten, wenn unser Grossvater den grossen Milchkessel benützte, um sich einen halben Liter Ziegenmilch zu besorgen, die sonst niemand von der Familie auch nur kosten wollte. Seit Jahren jedoch sieht man kaum Ziegen in dieser Gegend, obwohl Ziegenmilch und Ziegenkäse schon fast Modeartikel geworden sind.

Doch vor nicht allzu langer Zeit kommt die Kunde, dass hoch oben am Fusse des Curnasel, eines von den hiesigen fanatischen Jägern während des ganzen Sommers von Morgen bis Abend ununterbrochen unter die Lupe genom-



Anny Vonzun: Pflügender Bauer, Lanzarote, Öl, 1988

menen rundlichen Berges, eine Ziegenherde umherirrt. Die Jäger sind darüber erbost, weil sie behaupten, die Ziegen verdrängen das Wild. Man weiss nicht genau, wem die Herde gehört, vermutlich einem Puschlaver Handwerker, der nebenbei – mehr aus Tradition als aus finanzieller Not – ein paar ererbte Felder bestellt und ein wenig Vieh hält.

Der Herbst naht, die Tage werden kürzer, die Nächte feuchter und kühler. Wenn es in Cavaglia zu regnen anfängt, wird auch der erste Schnee oberhalb der Baumgrenze nicht mehr lange auf sich warten lassen. Die Ziegen wandern immer noch von Weide zu Weide, springen immer noch von Fels zu Fels, in den Fingern der Jäger kribbelt es ganz gefährlich. Und vom Besitzer der Tiere überhaupt keine Spur.

Monate schon hat der alte Ziegenbock dort oben im Gebirge mit seinen sanften, hellbraunen Weibchen verbracht. Die Herde folgt ihm ergeben, eine drohende Gebärde des Häuptlings genügt, um sie gefügig zu machen. Die Ziegen, von menschlichen Emanzipationsgelüsten verschont, sind mit ihm zufrieden, und wenn sie es auch nicht wären, einen angenehmeren Ehemann würden sie sowieso nicht kriegen. Für den Ziegenbock jedoch ist trotz angeborener Despotennatur so ein Leben wohl ziemlich anstrengend. Er hat's nicht einfach, glauben Sie mir. Immer befehlen, Hiebe verteilen, immer beweisen müssen, dass man noch ein richtiger Mann ist, wer hält das schon auf die Länge aus, ohne die Geduld zu verlieren?

Der Ziegenbock, von dem hier die Rede sein wird, fühlt sich am Ende des Sommers wirklich erschöpft. Er ist nur noch ein zitterndes Nervenbündel. Das Gras ist verdorrt, die Gebüsche saftlos, der Boden hart, er friert, in der Luft riecht er schon Schnee. Auch die Ziegen sind unruhig. Auch sie warten sehnsüchtig auf den Bauern, der sie in den warmen Stall führen wird. Doch der Bauer lässt sich nicht blicken. Der Stall ist für den Winter noch in Ordnung zu bringen, die Äcker müssen für die Frühlingsaat noch gesäubert werden, eine Kuh soll jeden Augenblick kalbern – und er ist nicht nur Bauer, sondern vor allem Handwerker. Die Kunden darf er nicht warten lassen, die Kon-

kurrenz macht sich breit, und es ist noch so viel zu erledigen, solange das schöne Wetter hält. So vergisst er, dass die Zeit drängt, dass er seine dem Schicksal überlassene Ziegenherde von der Alp herunter zu holen hätte. Doch in der Nacht träumt er davon. Aber weil er im Moment keine Lust verspürt, die lukrative Arbeit liegen zu lassen, schiebt er den unangenehmen Gedanken beiseite. Er wird immer nervöser. «Du spinnst, ja», wirft ihm seine Frau vor, «man merkt, es ist wieder Herbst». Auch sie hat es mit ihm nicht leicht.

Und die Tage werden immer kühler und kürzer.

Der Ziegenbock ist richtig wütend. So viel Gleichgültigkeit hätte er von seinem Herrn nicht erwartet. Er, der schon seit einer Ewigkeit die Herde mit so viel Disziplin führt, er hätte wirklich eine rücksichtsvollere Behandlung verdient.

An einem Sonntag-Nachmittag beschliesst das verärgerte Tier, nicht mehr auf den Bauern zu warten. Selbständig fängt er an, mit seinen Ziegen vom Berg hinunterzusteigen. Den Weg kennt er ja.

Zwischen den Bäumen wimmelt es von wichtigtuersischen Grünröcken, die auf ein unvorsichtiges Reh sehnsuchtsvoll wie auf den Heiland warten. Der Ziegenbock weiss aus Erfahrung, dass Bündner Jäger nicht zimperlich sind. Schon oft ist er im Laufe seines abwechslungsreichen Lebens nur durch ein Wunder einer verirrteten Kugel entkommen. Klar, an irgend etwas müssen alle sterben, denkt der Ziegenbock. «Aber einem schiesswütigen Trottel, der nichts besseres weiss, als aus Freude am Treffen ein Lebewesen zu töten, will ich das Vergnügen nicht schenken, mich zu erwischen», sagt er sich. So passt er höllisch auf und ist auf der Hut. Er trägt die Verantwortung auch für seine Ziegen, und so eine seelische Belastung erzeugt Stress. Man solle nicht meinen, dass nur berühmte Manager unter Stress leiden. Nein, ältere Ziegenböcke sind mindestens so anfällig für ein solches Übel, das erst in der modernen Zeit einen furchterregenden Namen bekommen hat.

Der Ziegenbock und seine Herde befinden sich auf einem breiten steinigen Weg mitten im Wald, nicht weit entfernt von den Häusern des Weilers. Und sie hören Stimmen. Kein Jäger, sondern ein Mann und eine Frau gehen spazieren. Sie schwelgen in Feiertagsstimmung, sie lachen glücklich. Plötzlich stehen sie vor dem Ziegenbock, nur wissen sie es noch nicht, sie haben ihn noch nicht entdeckt. Er ist seiner Herde vorausgeeilt, hat auf das Menschenpaar gewartet, er sucht Streit und nimmt sich vor, dem Mann zu zeigen, was für ein Kerl er immer noch ist. Die Frau interessiert ihn nicht, Frauen hat er selbst schon genug. Und so eine wie diese gefällt ihm ohnehin nicht, eine armselige Kreatur ohne Pelz, die so eigenartig riecht, nicht einmal nach Kuhmist, eher nach ranziger Milch, wenn nicht nach Chemie. Was für ein scheussliches Ding Chemie ist, dürften heute sogar intelligente Ziegenböcke wissen. Ach, der himmlische Duft einer lieblichen Ziege, man kann sich daran berauschen und nie genug davon kriegen, überlegt sich der Ziegenbock in der gleichen Sekunde, da er auf sein Opfer losgeht. Dieses spürt einen harten Schlag im Rücken. Geistesgegenwärtig kann er sich noch an eine Tanne klammern, und es gelingt ihm sogar, den Ziegenbock an den Hörnern zu packen. Er ist eben ein tapferer Bergler. Aber seine Brille fällt auf den Boden und zerbricht. Das ärgert den Angegriffenen am

meisten. Dieser Idiot von einem tobenden Bock hat ihm gerade das Wichtigste zerstört, was er besitzt. Seine goldumrahmte Brille, die so viel gekostet hat, die ihm Selbstsicherheit verleiht, hinter deren dicken Gläsern er sich versteckt, wenn er sich ängstlich fühlt und es nicht zugeben will.

Seine Frau steht wie gelähmt da. Dann fasst sie Mut und rennt, Hilfe zu holen. Ihr Mann, der immer noch das Tier an den Hörnern festhält, keucht. Dem Ziegenbock ist die Wut vergangen, am liebsten möchte er jetzt wieder Frieden schliessen. Aber er spürt, dass er den Menschen zutiefst beleidigt hat. Und er wartet gefasst auf die Bestrafung, die ihn von irgendwoher sicher treffen wird. So ist es halt im Leben: Nur ein Augenblick Dummheit und Unbeherrschtheit, und schon wird man so bestraft, dass man am liebsten gleich sterben möchte.

Und so geschieht es, dass unser nervöser Ziegenbock eingefangen und ins Tal verfrachtet wird. Und weil er sich so aggressiv verhielt, wird er ohne Prozess geschlachtet. Sein Besitzer, der die eigentliche Schuld am peinlichen Vorfall trägt, nimmt es gelassen hin. Was ist schon ein Ziegenbock? Und der Wanderer, der von ihm im Wald an einem milden Herbstnachmittag angegriffen wurde, ist ein Held. Er wird gefeiert. Er hat eine neue, goldumrahmte Brille erhalten. Aber das Erlebnis wird er bestimmt nie mehr vergessen.

A. CALUZI, BILDHAUER

empfiehlt sich für

Grabdenkmäler und sämtliche Steinmetzarbeiten

Persönliche Beratung und
Preisofferten unverbindlich.

7403 Rhäzüns
Telefon 081/37 10 43 oder
081/37 12 25



Privat- und
Firmastempel
Dateure und
Numeroteure
Stempelkissen und
-farben

Privat-, Geschäfts-,
Handels-, Industrie-
und Vereins-
drucksachen